

## 4. Kapitel

### 13. Ingerimm 1028 BF

#### Havena / Unterfluren

Es missfiel Orlagan, dass die Arbeiter hinter seinem Rücken Scherze über ihn machten. Und mehr noch störte es ihn, untätig herumzustehen. Fast drei Jahrzehnte hatte er für Mialan und ihren Ehemann Scartho das Kontor geleitet. Doch nun, nachdem ihre Tochter das Geschäft so überraschend hatte übernehmen müssen, sehnte er sich nach den alten Zeiten zurück.

Im Kontor der Familie Vecushmar in der Havener Neustadt herrschte auch an diesem Morgen reger Betrieb. Die Arbeit hatte, wie immer, schon bei Sonnenaufgang begonnen, wenn die ersten Karren und Kutschen beladen wurden. Die hier verladene Waren mussten noch vor dem Morgenhochwasser, und damit vor dem Auslaufen der schweren Handelsschiffe, zum Hafen geschafft werden. Das Kontorgebäude stand in Unterfluren, dem Hesinde-Tempel Havenas gleich gegenüber und nahe der Garethstraße. Waren, die vom Hafen kommend hier eingelagert wurden, verließen schon bald auf Ochsenkarren die Stadt und wurden ins gesamte Königreich geliefert. Umgekehrt hatte man es auch vom Gareth Tor nicht weit, wenn albernische Waren eintrafen. Diese wurden meist ebenfalls nur wenige Tage im Kontor gelagert, ehe sie schließlich weiterversendet wurden.

Das Geschäft war schon seit Generationen in Familienbesitz, doch erst Mialan ni Vecushmar, jene Frau, die Orlagan so sehr geschätzt hatte, hatte es zu dem gemacht, was es heute war. Sie hatte das Handelshaus mit Härte, Fleiß sowie untrüglichem Gespür für das Geschäft so weit aufgebaut, dass das Kontor mit den anderen Handelshäusern der Stadt mithalten konnte.

Mialan war eine geachtete Frau gewesen, sie hatte sich sogar einen Sitz im Ältestenrat, dem bürgerlichen Rat der Stadt Havena, erarbeitet, wo ihre Stimme großes Gewicht gehabt hatte. Ihre Geschäftspartner wussten zwar, dass Mialan in geschäftlichen Dingen keine Freundschaften und nur selten persönliche Sympathien kannte, schätzten aber auch die zupackende und ehrliche Art der Kaufherrin, die aus einem kleinen Kontor ein florierendes Unternehmen gemacht hatte.

Doch diese Zeiten schienen unwiederbringlich vorbei. Zwar waren auch heute Morgen dutzende Arbeiter damit beschäftigt, schwere, in wasserdichte Stoffe verpackte Tuchballen zu verladen, Kisten mit Lederhäuten heranzuschleppen und Fässer mit Leinöl aus dem Lager zu rollen. Doch schon längst stapelten sich die Waren in der großen Lagerhalle der Vecushmars nicht mehr bis unter die Decke, und es war bereits Jahre her, dass eine Kutsche hatte warten müssen, weil die Arbeiter mit dem Verladen nicht mehr nachkamen.

Wie ihre Mutter trug auch Vilai den Namenszusatz ni, den in Albernien nur manche Adlige oder sehr alte und hochgestellte Familien trugen und der auf einen berühmten Vorfahren verwies. Und sie war eine Frühaufsteherin. Selbst Orlagan, der stolz auf sein Pflichtbewusstsein war, erschien später zur Arbeit. Wenn dann die Arbeiter eintrafen, war Vilai schon bereit und stand mit einer Ladeliste vor den gestapelten Kisten.

Vilai war, wie an jedem Morgen, auch heute damit beschäftigt, die Arbeiter und das Verladen der Waren zu beaufsichtigen. Auf diese Tätigkeit hatte nicht einmal ihre Mutter vor ihrem plötzlichen Dahinscheiden Wert gelegt und sie stets ihrem Kontorleiter überlassen. Orlagan stand auch heute immer zwei Schritte hinter seiner Arbeitgeberin und konnte nicht mehr tun, als auf Anweisungen von ihr zu warten, anstatt diese selbst zu erteilen.

Die Arbeiter, darunter viele Tagelöhner, die gerne für die Vecushmars tätig waren, weil hier gut und pünktlich gezahlt wurde, scherten sich wenig darum, wer ihnen denn nun die Anweisungen gab.

Gerade blickte Vilai von der Liste in ihrer Hand auf und reichte sie dann zurück an Orlagan, jedoch ohne ihn dabei auch nur anzuschauen. »Die Lieferung von Sindelfing ist spät dran«, erklärte sie in jenem ruhigen Tonfall, den er inzwischen viel zu gut kannte. »Wir sollten

zunächst die Segeltuche für die Gerstendieks fertig machen. Die Waren für Albhion verladen wir dann, wenn Sindelfing seine Wolltücher heranschafft.«

Orlagan bemühte sich, nicht belehrend zu klingen. Doch seine jahrzehntelange Erfahrung sagte ihm sofort, dass Vilais Entscheidung ein Fehler war. »Wir haben noch sechs Ballen Wolltuch im Vorrat. Bis diese verladen sind, wird sicher auch Sindelfing seine Lieferung geschickt haben. Dann komplettieren wir die Lieferung, und sie kann sofort los. Sobald wir andere vorziehen, kommt es zu Verspätungen.«

Vilai sprach weiter, als hätte sie ihren Kontorleiter gar nicht gehört: »Bis Sindelfings Kutschen hier sind, haben wir die Lieferung für Gerstendiek schon verladen. Dann können wir direkt von Sindelfings Wagen die Waren für Marcian Albhion verladen.«

Orlagan verzichtete auf weiteren Widerspruch, auch wenn es ihm nicht behagte. Solche Unterhaltungen hatten sie schon oft geführt. Anfangs, nur kurz nach dem Tod ihrer Eltern, hatte Orlagan gedacht, dass Vilai wegen des schmerzlichen Verlusts keinen Wert auf seinen Rat legte. Oder aber dass sie sich verzweifelt darum bemühte, das Geschäft auf ihre eigene Weise zu führen und sich von ihrer Mutter zu distanzieren; dass sie versuchte zu zeigen, dass sie alleine zurechtkommen würde. Und so hatte er behutsam versucht, Vilai seinen Rat anzubieten. Immerhin lag auch ihm sehr viel an dem Kontor, und Vilais Mutter Mialan war sicherlich die tüchtigste und bewundernswerteste Frau gewesen, die er jemals kennengelernt hatte. Mialan hatte ihm eine Chance gegeben, sich im Kontor zu beweisen, als er nur ein einfacher kleiner Schreiber unter vielen war. Und nur wenige Jahre später hatte er schon die Geschäfte geführt. Orlagan hatte es seiner Arbeitgeberin stets mit Fleiß und großem persönlichem Einsatz gedankt, und Mialan hatte sein Engagement immer zu schätzen gewusst.

Doch inzwischen war ihm klar geworden, dass es keinen Sinn hatte, Mialans Tochter Ratschläge zu erteilen. Und so befolgte Orlagan auch jetzt ihre Anweisungen ohne Widerworte. Dabei war ihm klar, dass in weniger als einer Stunde ein Schreiber der Albhions auftauchen würde, um nach der zugesagten Lieferung zu fragen. Und wenn sie großes Pech hatten, dann würde Marcian Albhion, der zwar nicht an den Königshof lieferte, bei dem jedoch der halbe Ältestenrat Kunde war, dieses Mal selbst im Kontor erscheinen. Und wie Orlagan den jähzornigen Tuchhändler kannte, würde es kein schönes Gespräch werden. Marcian würde Vilai mit hochrotem Kopf vor allen Arbeitern und Schreibern anbrüllen, während sich Vilai in Ausreden flüchtete. Wahrscheinlich würde Marcian die Geschäftsbeziehungen mit den Vecushmars auf der Stelle aufkündigen und sich in Zukunft von Crayenried beliefern lassen. So in etwa war es jedenfalls erst vor drei Wochen mit dem Tuchhandel Redenwald passiert. Und Selinde Redenwald war immerhin noch eine alte Freundin von Mialan gewesen. Wie so viele hatte sie in den letzten Monaten über verspätete oder unvollständige Lieferungen des Kontors hinweggesehen, weil sie annahm, dass Vilai, die so überraschend das Erbe ihrer Mutter hatte antreten müssen, sich zunächst einmal in ihrer neuen Rolle zurechtfinden musste. Doch irgendwann hatte der schon geradezu sprichwörtliche Geschäftssinn der Havener Kaufherren vor alten freundschaftlichen Verbundenheiten Vorrang gewonnen. Erst recht jetzt, wo die Geschäfte aufgrund der Unabhängigkeit und des Kriegs im Osten des Landes schlechter liefen als je zuvor. Orlagan nahm die Versandliste von Vilai entgegen, die nun die Arbeiter beobachtete. Wie sie so dastand, erinnerte die junge Frau ihn bisweilen an Mialan: Vilai hatte dieselben langen braunen Haare wie ihre Mutter, denselben stolzen Zug um ihren Mund. Nur die dunkelblauen Augen, deren eindringlichem Blick er selten standhalten konnte, störten das Bild. Vilai war hübsch, gutausschend sogar, doch die einfache kaufmännische Kleidung, die sie bevorzugt trug, und der allerhöchstens geringe Aufwand, den sie betrieb, um ihr Aussehen zu unterstreichen, ließen diesen Eindruck schnell verblassen. Ihr Haar trug sie im Gegensatz zu ihrer Mutter zurückgebunden. Und wo Mialan ni Vecushmar bei aller Strenge und Härte immer ein aufmunterndes Wort für ihre Untergebenen hatte, da schwieg Vilai.

Nun fiel Orlagan eine blonde Frau ins Auge, die sich einen Weg durch die Warenpakete und Karren in der großen Lagerhalle bahnte. Er erkannte sie sogleich: Fiacha Gredero stand schon seit Jahren in Diensten der Familie Vecushmar, ebenso wie früher ihre Mutter und ihr Onkel. Fiacha war eine junge und zweifelsohne sehr begabte Schiffskapitänin, die aus einer alteingesessenen und sehr angesehenen Havener Seefahrerfamilie stammte. Die Vecushmars handelten bis Thorwal im Norden und Bethana im Süden, und Fiacha war diese Routen für das Kontor bereits Dutzende Male gefahren.

Fiacha trug auch an diesem Morgen eine blaue Jacke, die sie als Seeoffizierin auswies, die kurzen blonden Haare nach hinten gekämmt. Ihr schmales Gesicht war sonnengebräunt, der Blick fest. Wie immer versuchte Fiacha, älter zu erscheinen als sie tatsächlich war, nur zu oft wurde die Kompetenz der jungen Frau als Schiffsführerin angezweifelt. Orlagan wusste es besser – Fiacha führte ihr Schiff stets so sicher wie Kapitän Havena persönlich. Er war dankbar, dass Frauen wie Kapitänin Gredero weiter bereit waren, für das Kontor zu segeln. Tatsächlich war sie einen Tag früher hier als angenommen – eine gute Nachricht nach all den Verzögerungen und Lieferschwierigkeiten, mit denen sich Orlagan in den letzten Monaten hatte herumschlagen müssen.

Vilai begegnete der Kapitänin mit einem warmen Lächeln. »Efferd zum Gruße. Es ist schön, Euch zu sehen, Fiacha.«

Fiacha erwiderte das Lächeln und ergriff die ihr dargebotene Hand. »Ich freue mich auch, Euch wiederzusehen, Vilai.«

Orlagan trat hinzu und grüßte Fiacha ebenfalls. »Efferd zum Gruße, Kapitänin. Die Winde waren Euch gewogen, nehme ich an? Ihr seid früh dran.«

Fiacha wandte sich von Vilai ab. »Ganz recht. Das Schiff wird bereits entladen, und die Waren sollten bald hier eintreffen.«

»Ausgezeichnet. Und werdet Ihr bald wieder aufbrechen?«

»Nicht so bald, nein.« Fiachas Blick wanderte von Orlagan zu Vilai, die ruhig den Dialog der beiden verfolgt hatte. »Das gibt mir Zeit, in der Stadt einige wichtige Angelegenheit zu regeln.«

Orlagan nickte, dann ließ er die beiden Frauen stehen und machte sich auf den Weg zu der Stube, wo die Schreiber des Kontors die Versandlisten führten. Während er die Listen für die Lieferung zusammensuchte, die die Familie Gerstendiek in Auftrag gegeben hatte, musste er daran denken, dass früher er es gewesen war, der Schreiber anwies, ihm Dokumente zu bringen. Nun erledigte er Arbeiten, die ungelerten Kontorhelfern wesentlich besser zu Gesicht stehen würden.

Doch das alles würde schon bald vorbei sein. Er musste nur noch wenige Tage ausharren und solange noch seinen Unmut vor Vilai verbergen. Auf keinen Fall durfte sie jetzt schon herausfinden, was hinter ihrem Rücken vorging.

Nachdem die Wagen für die morgendlichen Lieferungen beladen waren (früher dauerte dies immer bis in die Mittagszeit, heutzutage war man schon am frühen Vormittag fertig), begab sich Vilai auf ihr Zimmer, um eine Mahlzeit einzunehmen. Einen Stapel Papiere unter dem Arm, stieg sie zu ihrer Kammer hinauf, die im Obergeschoss unter dem Dach des Kontors lag. Unterwegs begrüßte sie freundlich einen Bediensteten. Erst als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte und endlich allein war, schwand ihr Lächeln.

In Vilais Zimmer wartete ein Tablett auf sie. Darauf stand, wie immer, ein Teller mit rohem Fisch und etwas Brot, daneben ein Krug mit Wasser. Nella, die Köchin der Vecushmars, hatte sich noch nie mit Vilais Essgewohnheiten abfinden können. Vilai wusste, dass sie von dem Gelübde, das Vilai abgelegt hatte, nicht viel hielt. Vilai nahm nur zwei Mahlzeiten am Tag zu sich, die erste erst dann, wenn die Morgenlieferungen das Haus verlassen hatten. Nella hatte sich aus Fürsorge um ihre junge Herrin anscheinend darum bemüht, die einfache Mahlzeit etwas ansprechender aussehen zu lassen und den Fisch mit Kräutern garniert. Vilai achtete

jedoch kaum darauf und schob die Kräuter mit der Gabel beiseite, ehe sie ihre Mahlzeit begann und nebenbei die Papiere studierte.

Zunächst griff sie jedoch nach einer Schreibfeder und strich die Lieferungen durch, die für die Schneiderei Albhion vorgesehen gewesen waren. Marcian Albhion hatte sich entgegen ihrer Erwartungen nicht persönlich nach Unterfluren bemüht, um nach der ausbleibenden Lieferung zu fragen. Er hatte einen seiner Schreiber geschickt, um nach dem Rechten zu sehen. Dies spielte aber keine Rolle, das Ergebnis, das Vilai beabsichtigt hatte, war dasselbe: Sie hatte sich halbherzig darum bemüht, den Mann zu beruhigen, er hatte ihr aber bereits damit gedroht, dass sein Herr sich in Zukunft nach einem anderen Geschäftspartner umsehen würde.

Die Waren für Albhion wurden schließlich doch noch ausgeliefert, kamen aber mit großer Verspätung an. Damit war klar, dass Albhion jetzt das schon vor Jahren mit ihrer Mutter geschlossene Abkommen kündigen und zu Crayenried wechseln würde: Zu oft schon hatte er derartige Unzuverlässigkeiten hinnehmen müssen.

Nachdem sie ihre Mahlzeit beendet hatte, ließ Vilai ihren Blick durch das Zimmer schweifen. Ihre Kammer war so spärlich eingerichtet, dass sich selbst ein Mönch hier nicht wohlfühlen würde: ein einfacher Schrank und eine Kommode, dazu ein Tisch und ein Stuhl, alles grob gezimmert. Auf der Kommode stand eine Waschschüssel, auf dem Tisch ein Kerzenhalter, Tinte, ein kleines Stundenglas und ein Glas mit Schreibfedern. Bei Vilais Bett handelte es sich um nicht mehr als eine einfache Pritsche mit einer harten Matratze. Das Kissen und die dünne Decke, die darauf lagen, behielt Vilai nur im Zimmer, um bei ihren Bediensteten kein Misstrauen zu erwecken; sie schlief ohne Kissen oder Decke, nicht einmal in einem Nachtgewand – ganz so, wie sie es von Kindesbeinen an gewohnt war. Das schmale Fenster war gerade groß genug, um ausreichend Licht auf den Tisch fallen zu lassen. Nicht nur durch das Fenster pfiff stets ein leichter Windzug, selbst zwischen den Wänden und aus der Decke. Im Winter herrschten hier oben frostige Temperaturen. Und doch hatte sich Vilai nie beklagt – jedenfalls nicht mehr seit ihrem siebten Lebensjahr.

Unten in der Lagerhalle bereitete Orlagan sicherlich gerade hastig die Abendlieferungen vor. Er wusste, dass Vilai mittags immer eine volle Stunde auf ihrer Kammer verbrachte, um die Ladepapiere für die Nachmittagslieferungen zu prüfen, und nutzte die Zeit gern, um hinter ihrem Rücken Anweisungen zu geben.

Vilai erlaubte sich, ihre Gedanken einen Moment lang schweifen zu lassen. Auch als kleines Mädchen hatte sie mittags immer hier auf ihrem Zimmer gegessen. Ihre Mutter hatte ihr stets eine Stunde Zeit gegeben, um zu essen und die Versandpapiere des Tages zu lesen.

Inzwischen brauchte Vilai das Stundenglas nicht mehr: Sie wusste mit untrüglichen Gespür, wann eine Stunde vorbei war. Es hatte lange gedauert, bis Vilai verstanden hatte, wieso sie sich nach dem strengen Plan ihrer Mutter zu richten hatte, doch nach Mialans Willen sollte sie Disziplin lernen.

Als Kind hatte sie ebenso oft wie auf dieser Kammer ihre Mittagszeit oder gar die Nächte im alten Weinkeller verbracht. Zumindest nannten ihre Eltern ihn so. In der Vorstellungswelt der fünfjährigen Vilai war es der Ort in diesem großen Haus, wo grauenvolle Ungeheuer auf sie warteten, wann immer die schwere Tür hinter ihr zuschlug und sie den Riegel hörte, der kratzend vorgeschoben wurde. Ein Widerwort genügte schon, oder aber wenn sie ein Schriftstück in den Augen ihrer Mutter nicht sauber genug abgeschrieben hatte, und Vilai musste die Nacht ohne Abendessen im Keller verbringen.

Im Weinkeller wurde schon lange kein Wein mehr gelagert, dazu war er einfach zu feucht und der Weg von der Küche – die Treppe hinunter und durch den ganzen Keller – viel zu lang. Als Erstes hatte Vilai gelernt, dass es nicht half, zu weinen oder zu protestieren, wenn ihre Mutter sie hinab in den Weinkeller führte. Tränen oder Widerworte garantierten ihr eine weitere hungrige Nacht im Keller. Bevor sich die Tür schloss und Finsternis sie umfing, hatte die kleine Vilai immer rasch versucht, im Licht der Lampe ihrer Mutter zu erkennen, ob in der Dunkelheit bereits etwas auf sie lauerte. Doch dazu blieb nie genug Zeit: Die Eichentür schlug

mit einem dumpfen Knall zu, der rostige Riegel wurde vorgeschoben, mit einem hässlichen Geräusch kratzte Metall über Metall. Nur einen Moment lang drang noch etwas flackerndes Licht unter der Tür durch, während sich Mialan mit der Laterne auf den Weg zurück machte und ihre Schritte immer leiser wurden.

Dann war es dunkel. Und Vilai war allein mit der Finsternis.

Meist hatte sie sich sofort in die Ecke nahe der Tür gehockt und versucht, ganz still zu sein, um nichts von dem, was hier unten auf sie lauern könnte, auf sich aufmerksam zu machen. Sie versuchte sogar, ihr pochendes Herz zu beruhigen, das viel zu laut und verräterisch schlug. Wenn sie nur ganz ruhig blieb, würde ihr auch nichts geschehen – jedenfalls hoffte sie das. Also saß sie nur da und horchte auf das langsame und leise Tropfen von Wasser, das irgendwo durch die Decke drang. Das beständige Tropfen war das einzige Geräusch hier unten – abgesehen von ihrem ängstlich klopfenden Herzen.

Der Keller war ein fester Bestandteil ihrer Kindheit gewesen. Ganz egal, wie sehr sie sich auch bemühte, ihre Mutter hatte immer eine Schwäche, einen Fehler an ihr gefunden, der mit dem Keller bestraft wurde.

Eine Stunde war vorbei. Vilai stand auf und machte sich auf den Weg zurück zum Lager. Bislang war alles so abgelaufen, wie sie es geplant hatte. Doch es gab noch viel zu tun.

## 5. Kapitel

### 13. Ingerimm 1028 BF

#### Havena / Oberfluren

Auch nach zwei Tagen war Mero noch immer äußerst beeindruckt vom Haus der göttlichen Woge, dem neueren der beiden Efferd-Tempel von Havena. Das Gotteshaus, in dem er nun seinen Dienst verrichtete, stand im reichen Stadtteil Oberfluren, unweit des Königspalastes, und war an Pracht kaum zu überbieten.

Der Tempel selbst stand am Rande eines kleinen Platzes und erhob sich drei Stockwerke in die Höhe. Ein Mosaik aus polierten blauen und grünen Steinen zog sich um das Gebäude herum, formte Wellen und Wogen und glänzte in der Sonne wie das Meer, wenn Praios' Strahlen es zum Funkeln und Glitzern brachten. Mehrere hohe schmale Fenster, die mit blaugrünem Glas versehen waren, ließen Licht in den Tempelraum fallen. An einem sonnigen Tag wie heute erstrahlte der Andachtsraum ganz besonders prachtvoll in blauen, türkisfarbenen und meergrünen Tönen und erinnerte Mero an eine majestätische Unterwasserwelt. Der Boden war mit grünem Marmor ausgelegt, Einlegearbeiten zeigten alle Arten von Meerestieren und eine ganze Schule Delphine, Efferds heilige Tiere, die sich im Kreis um den kunstvollen Altarbrunnen drehten. Der Altar besaß die Form eines Wasserbeckens, aus dem sich eine marmorne Statue erhob, die den Meeresherrn selbst und sein Gefolge zeigte: Delphine zu seinen Füßen, die Heiligen zu seinen Seiten. Der Gott selbst, der mit erhobenem Dreizack in der einen und einer Muschel in der anderen Hand dastand, überragte die ganze Gruppe. Aus der Muschel floss beständig Wasser und rann an den Figuren hinab. Ein geschickt in die Statue eingearbeiteter Mechanismus sorgte dafür, dass der Strom niemals versiegte und ließ zu jeder Zeit ein angenehmes Plätschern im Andachtsraum ertönen.

Diese Statue hatte es Mero besonders angetan, schon als er das erste Mal den Tempelraum betreten hatte. Ihre Kunstfertigkeit sprach von der besonderen Bedeutung, die der Meeresherr für Havena hatte. Und in dem Glitzern des Lichts in dem Becken zu Füßen des Standbilds konnte sich Mero geradezu verlieren. Kleine Gwen-Petryl-Brocken waren in das Becken eingelassen. Die leuchtenden Steine, die wegen des Verbots von Feuer in allen Efferd-Tempeln zur Beleuchtung verwendet wurden, ruhten nicht nur in zahlreichen Halterungen an den Wänden und Säulen, sondern ließen auch das Wasserbecken von innen erstrahlen. Mero hatte die letzten beiden Tage damit verbracht, sich mit dem Tempel und seiner neuen Aufgabe vertraut zu machen. Den kühlen Empfang, den die Havener ihm bereitet hatten, hatte er zwar nicht vergessen, die letzten beiden Tage boten ihm aber eine willkommene Abwechslung.

Bei der Vorsteherin des Tempels, Bewahrerin von Wind und Wogen Eghina Maegharin handelte es sich, so hatte Mero von den anderen Geweihten erfahren, um eine ehemalige Flussfischerin, die den Großen Fluss in- und auswendig kannte. Eghina war so sprunghaft wie man es von einer Priesterin des Launenhaften nur erwarten konnte: Meist ernst und streng, konnte sie doch mitunter in freudige Erregung oder düsteren Jähzorn verfallen. Mero bewunderte die Tempelvorsteherin insgeheim für diese Fähigkeit, die er an sich selbst so sehr vermisste.

Schon heute fand der erste Gottesdienst statt, an dem Mero teilnehmen würde, und damit auch der erste Gottesdienst, den er in Havena erlebte. Eghina hielt die Andacht ab und sprach auch die Predigt, selbst wenn es an Tempeln des Efferd üblich war, dass der Bewahrer von Wind und Wogen – aus einer Laune heraus – einen anderen Geweihten anwies, den Gottesdienst zu halten.

Mero war neugierig darauf zu sehen, wer sich zur Andacht im Tempel einfänden würde. Er hatte noch nicht viel von Havena gesehen und auch noch niemanden hier kennengelernt oder

sich gar mit den Menschen vertraut gemacht.

Bei den Gläubigen, die sich vor Beginn des Gottesdienstes im Andachtsraum einfanden, handelte es sich zu Meros Erstaunen überwiegend um gutsituierte Bürger und Kaufleute. Nach Seeleuten und Fischern suchte Mero dagegen vergeblich, als sich der Tempelraum gefüllt hatte und die Andacht begann, was den Geweihten doch etwas verwunderte. Immerhin war der Glaube an den Meeresherrn vor allem bei denjenigen verbreitet, deren Beruf ganz unmittelbar mit der See zu tun hatte. Die Gläubigen nahmen auf bereitstehenden Sitzbänken Platz, die im Halbkreis um den Altarbrunnen aufgestellt waren. Mero und einem weiteren Geweihten fiel die Aufgabe zu, Eghina zu assistieren. Noch vor dem Gottesdienst hatte Eghina Mero darauf hingewiesen, dass es in Havena für Kaufleute üblich war, ihren Tempelzehnt in den Efferd-Tempel zu tragen. Phex, der Gott der Diebe und des Handels, wurde in der Stadt nur heimlich und dann nur in ersterer Funktion verehrt. Die Kaufleute beteten zu Efferd, gründete sich ihr Reichtum doch meist ohnehin auf dem Seehandel. Während der Andacht bemühte sich Mero, Eghinas Worten zu folgen, doch immer wieder wanderte sein Blick zu den Gläubigen. Neugierig musterte er die Anwesenden. Die meisten folgten der Andacht aufmerksam, manch einer schien jedoch etwas gelangweilt zu sein. In den hinteren Reihen konnte Mero sogar einige Kaufleute sehen, die sich leise unterhielten. Die unbedingte Efferdgläubigkeit und besondere Gottestreue, für die die Havener so berühmt waren, konnte er nicht aus den Gesichtern der Anwesenden herauslesen. Auch als Eghina einen Choral zu Ehren des Meeresherrn anstimmte, sang zwar jeder mit, besondere Inbrunst vermochte Mero aber nicht zu erkennen.

Eghina sprach danach jedoch ein Thema an, das Mero wieder aufhorchen ließ.

»Der Launenhafte hat immer seine Hand über Havena gehalten und wird dies auch weiter tun. Fleht ihn um Milde an, und er wird eure Schiffe verschonen und eure Waren sicher in den nächsten Hafen geleiten. Schwere Zeiten sind angebrochen. Heute vor einem Jahr sagte sich unser geliebtes Königreich vom Neuen Reich los. Doch verzagt nicht!«

Mero stutzte über Eghinas Worte, da sich die Efferd-Kirche normalerweise als politisch neutral betrachtete. Er wusste natürlich, dass Albernia seit einer Weile schon unabhängig war, ihm war jedoch nicht bewusst gewesen, dass es mit dem heutigen Tage genau ein Götterlauf her war, dass Königin Invher das Land in die Eigenständigkeit geführt hatte. Er hatte sich bislang noch keine Gedanken darum gemacht, aber natürlich hatte der darauf folgende Krieg, in dem das mächtige benachbarte Herzogtum Nordmarken versucht hatte, Albernia ins Neue Reich zurückzuholen, auch dem Handel mit dem Mittelreich schwer geschadet. Schließlich war er sogar ganz zum Erliegen gekommen. Dass Eghina dieses Thema nun also vor einer Schar Gläubigen ansprach, die sich vor allem aus Bürgern und Kaufherren zusammensetzte, war deshalb verständlich; sie sprach nur die Sorgen der Anwesenden an. Mero behagte es dennoch nicht ganz, dass in einem Efferd-Tempel über Politik gesprochen wurde. Er sagte sich aber, dass Eghina als Hochgeweihte bestimmt wusste, was sie tat.

»Der Unergründliche hat immer seine Hand über uns gehalten«, fuhr Eghina fort. »Vertraut auf ihn, und er wird uns auch weiterhin leiten und Eure Schiffe segnen.«

Nachdem die Tempelvorsteherin ihre Predigt beendet hatte, erbat sie noch – diesmal dem Brunnen und dem Antlitz des Gottes selbst zugewandt – den Segen Efferds für die Anwesenden.

Als die Andacht vorbei war, erhoben sich die Gläubigen rasch wieder. Die meisten schienen es eilig zu haben, den Tempel zu verlassen. Einzelne bedankten sich bei Eghina für die Predigt und wechselten noch einige Worte mit ihr. Andere fanden sich zu kleinen Gruppen zusammen.

Mero näherte sich einer dieser Gruppen. Er war begierig darauf, mit den Havenern ins Gespräch zu kommen und mehr über diese Menschen zu erfahren. Schnell bemerkte er jedoch, dass die Kaufleute damit beschäftigt waren, geschäftliche Dinge zu besprechen. Mero fand dies etwas befremdlich, erschien ihm dieses Verhalten doch eher zu einem Phex-Tempel

passend. Er hätte es lieber gesehen, wenn die Kaufleute dem Ort etwas mehr Respekt entgegengebracht hätten. Mero zögerte kurz, dann wandte sich wieder ab.

Noch einmal hielt er unter den Anwesenden Ausschau und entdeckte dabei Kapitän Bosvani, den Dreispitz unter den Arm geklemmt. Bosvani war in ein Gespräch mit einer blonden Frau vertieft. Wie Bosvani trug sie die mit Borten verzierte blaue Jacke einer Offizierin, möglicherweise war sie eine Navigatorin oder Steuerfrau. Sie gehörte nicht zur Besatzung der Herrin von Grangor, soviel wusste Mero.

Mero war erfreut und erleichtert, doch noch ein bekanntes Gesicht entdeckt zu haben, und eilte auf die beiden zu. Bosvani sah ihm entgegen und nickte ihm lächelnd zu. »Efferd zum Gruße, Euer Gnaden.«

»Efferd zum Gruße, Kapitän«, entgegnete Mero lächelnd. »Wie hat Euch die Andacht gefallen?«

»Sehr beeindruckend«, erwiderte Bosvani, Mero hatte allerdings das Gefühl, als wäre der Liebfelder etwas zu höflich. »Eine sehr beeindruckende Andacht.«

Dann deutete er auf die jüngere Frau, die neben ihm stand. »Ihr kennt Kapitänin Gredero sicher noch nicht?«

Mero grüßte die Kapitänin überrascht. Sie erschien ihm etwas zu jung für eine Schiffsführerin, das Kapitänsamt verlangte schließlich viel Erfahrung.

»Sie verriet mir eben, dass sie eine waschechte Havenerin ist, richtig? Ihr werdet die Kapitänin also sicher noch öfter hier sehen.«

»Ganz recht«, bestätigte die Angesprochene. »Allerdings muss ich zugeben, dass ich meist die Andachten im Alten Tempel besuche, wenn ich in der Stadt bin. Heute hatte ich geschäftlich in der Neustadt zu tun. Ich segele Schiffe für ein Havener Handelshaus.«

Mero wusste natürlich, dass Havenas zweiter Efferd-Tempel in der Altstadt stand, und deutlich älter war als das Haus der göttlichen Woge. Wahrscheinlich zogen es die Fischer und Seeleute ja tatsächlich vor, die Gottesdienste im ›Alten Tempel‹, wie das Gotteshaus einfach genannt wurde, zu besuchen.

»Und werdet Ihr bald wieder Anker lichten?«, erkundigte sich Mero bei der jungen Kapitänin. Er war froh, dass zumindest zwei Seeleute anwesend waren.

Die Angesprochene zögerte. Mero kam es so vor, als würde sie nach den passenden Worten suchen.

»Noch nicht, nein«, meinte sie dann und lächelte unsicher. »Ich werde in der Stadt gebraucht und werde deshalb noch eine Weile in Havena bleiben.«

Mero war etwas verunsichert. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Kapitänin seinem Blick auswich.

»Ich muss nun gehen, Euer Gnaden«, fuhr Kapitänin Gredero dann rasch fort. »Ich habe eine Verabredung einzuhalten.«

Die Kapitänin verabschiedete sich von den beiden Männern und wandte sich zum Gehen.

Mero blickte der blonden Offizierin nach. Die Kapitänin ließ vor dem Verlassen des Tempels noch einige Münzen in den Opferstock fallen, der bereits gut gefüllt sein musste; jeder der Kaufleute hatte im Hinausgehen einige Münzen geopfert, und alle hatten Silbertaler oder gar Dukaten hineingeworfen.

Mero wandte sich wieder Bosvani zu. »Und Ihr, Kapitän? Legt Ihr nicht bald ab?«

Bosvani nickte. »Mit dem Abendhochwasser laufen wir aus. Die Herrin ist wieder beladen, und wir nehmen noch heute Kurs auf Bethana. Wenn Ihr mir also noch eine Nachricht mitgeben wollt ...?«

Mero lächelte. Der Kapitän schien seine Gedanken erraten zu haben. Mero zog ein gesiegeltes Schreiben unter seinem Gewand hervor. »Ich wäre Euch sehr verbunden, wenn Ihr dies im Efferd-Tempel abgeben würdet.«

»Aber natürlich.« Bosvani nahm das Schreiben entgegen.

Der Brief enthielt ein paar Grußworte an die Geweihten am Tempel zu Bethana und ein



zweites Schreiben, das an seinen Vater gerichtet war. Mero hatte es an diesem Morgen aufgesetzt, eine Aufgabe, die ihm nicht leicht gefallen war. Er hatte versucht, seine Gefühle in Worte zu fassen, vor allem seine Zuversicht, dass er in Havena gut aufgehoben war und wie zufrieden er mit seiner neuen Aufgabe hier war. Mero bezweifelte, dass dies die Einstellung seines Vaters zu seinem Entschluss, Bethana zu verlassen, verändern würde. Seine Mutter und seine Geschwister würden sich aber sicher freuen zu hören, dass es ihm gut ging. Und sein Vater würde vielleicht auch irgendwann einsehen, dass sein Sohn den richtigen Weg eingeschlagen hatte.

»Eigentlich wollte auch Gylda heute die Andacht hier besuchen«, bemerkte Bosvani plötzlich. Mero sah auf. »Was?«

»Gylda«, wiederholte der Kapitän noch mal. »Eine Leichtmatrosin. Wenn ich nicht irre, habt Ihr auf der Fahrt recht oft mit ihr gesprochen?«

»Ja, natürlich. Was ist mit ihr?«

»Nun, die Mannschaft hat zurzeit Landgang. Allerdings hat Gylda sich heute nicht mehr zurückgemeldet. Der Bootsmann ist nicht gerade erfreut«, fuhr Bosvani fort. »Es kommt zwar bisweilen vor, dass sich ein Matrose eines Besseren besinnt und zurück an Land geht, der Bootsmann meinte jedoch, dass Gylda sich nie beklagt hat. Ich hatte gedacht, dass sie möglicherweise heute hier auftauchen würde.«

»Sie hatte den Wunsch geäußert, eine Dienerin des Efferd zu werden ...«, murmelte Mero. Bosvani runzelte die Stirn. »Wollt Ihr damit sagen, sie ist von Bord gegangen, um hier eine Priesterin zu werden?«

»Nein, natürlich nicht.« Mero winkte ab. »Sicher wird sie rechtzeitig vor Eurer Abfahrt wieder an Bord sein.« Er schenkte seinen Worten selbst nicht viel Glauben. Gylda war sicher keine Matrosin, die so einfach ihr Schiff verließ. Die enthusiastische junge Frau liebte das Meer und die Seefahrt aus ganzem Herzen, oder zumindest war dies der Eindruck, den Mero gewonnen hatte.

Kapitän Bosvani schien derselben Meinung zu sein. »Das hoffe ich. Gylda war immer sehr tüchtig und hat ihre Arbeiten an Bord gerne und gut erledigt.«

Bosvani verabschiedete sich von Mero mit dem Hinweis, dass er die Herrin von Grangor auf das Auslaufen vorzubereiten hatte. Mero wünschte ihm noch Efferds Segen für die anstehende Fahrt, war mit seinen Gedanken aber bereits ganz woanders. Er sah wieder die junge Matrosin vor sich, wie sie ihm zaghaft ihren Wunsch anvertraute, eine Geweihte werden zu wollen. Mero musste auch wieder an ihr letztes Gespräch denken. Er hatte in den vergangenen, geschäftigen Tagen gar nicht mehr an Gylda gedacht. Nun kamen ihm aber wieder seine harten Worte in den Sinn, und wie unfreundlich er zu ihr gewesen war.

Ich wünschte, ich hätte sie noch einmal sehen können, um mich bei ihr zu entschuldigen, dachte er. Nur zu gerne würde ich Gylda für ein Noviziat an einem Efferd-Tempel empfehlen, sei es nun in Bethana oder anderswo.

Und doch glaubte der Geweihte nicht, dass er die junge Matrosin noch einmal wiedersehen würde.

Leseprobe aus dem Roman  
*In den Nebeln Havenas*  
von Daniel Jödemann

Erschienen 2007 im Verlag  
*Fantasy Productions GmbH*  
[www.fanpro.com](http://www.fanpro.com)

**ISBN:** 389-0-64496-1 / **ISBN-13:** 978-389-0-64496-7

Heruntergeladen von [www.daniel-joedemann.de](http://www.daniel-joedemann.de)